

Die Schriftstellerin, Lyrikerin und Übersetzerin Esther Kinsky darf mittlerweile zu den wichtigsten literarischen Stimmen der Gegenwart gerechnet werden, wenn gleich ihr nicht ganz die Beachtung zukommt, die sie aufgrund der Qualität ihrer Prosa und Lyrik verdient. Das mag vor allem daran liegen, dass Kinsky nicht zu den Lauten, den Aufmerksamkeitsheischenden gehört, sondern ihre Texte vielmehr durch stille Schönheit und poetische Insistenz bestechen.

Kein Wunder daher, dass sie im Kontext des aus dem anglo-amerikanischen Kulturbereich importierten Genre des *Nature Writing* zu den vordersten Autorinnen in deutscher Sprache gehört, etwa mit Büchern wie „Am Fluss“ (2014) über den Londoner River Lea oder dem „Geländeroman“ „Hain“ (2018), der von ihren Reisen in italienische Provinzgebieten erzählt.

Tief in der Provinz

Ihr neues Werk könnte man am besten als Romanessay klassifizieren: „Weiter Sehen“ ist eine melancholische Meditation über das Verschwinden der Kinokultur. Kinskys Buch beschreibt das Verlustgeschäft der Migration des Kunstfilms in die digitale Sphäre, wo dank der Streamingdienste eine Schrumpfform von Kino überall und jederzeit auf dem Handy oder Tablet zugänglich wird.

Der Ort der Handlung liegt diesmal im Südosten Ungarns, in einem fast ausgestorbenen Ort an der Grenze zu Rumänien. Das mag bei einer deutschen Autorin vielleicht etwas erstaunen, aber Kinsky ist ausgebildete Ungaristin, sie hat vielfach aus dem Ungarischen übersetzt und bereits ihr erster Roman „Banatsko“ (2011) war in der ungarischen Tiefebene angesiedelt.

Was Kinsky in „Weiter Sehen“ erzählt, ist eine so unglaubliche wie wahre Geschichte: nämlich wie sie in einem gottverlassenen ungarischen Dorf das verfallene *Mozi* (ungarisch für Kino) kauft, getrieben von dem Impetus, die

Das Verschwinden einer Kultur

In ihrem melancholischen Romanessay „Weiter Sehen“ schildert Esther Kinsky, wie es ihr gelang, ein ungarisches Dorfkino wiederzubeleben.

Von Uwe Schütte



„Sehen ist eine Fertigkeit, die man erlernt“: Esther Kinsky. Foto: apa / Georg Hochmuth

nur noch in den Gesprächen zwischen den älteren Dörflern lebendige Kinokultur wiederaufstehen zu lassen. Leichter gesagt denn getan: Das Unterfangen erweist sich, zumal angesichts der

kaputten Projektionsmaschine, als Sisyphusarbeit.

Doch der visionäre Plan gelingt, nicht zuletzt dank der Hilfe, die die engagierte Kino-enthusiastin von den Dorfbewoh-

nern erhält. Und damit man die Geschichte dieser unglaublichen Rettungsaktion auf keinen Fall für eine Fiktion hält, hat Kinsky ihrem Text eine Vielzahl von Fotografien beigegeben, auf denen das

trostlose Dorf, das hellgrüne Kinogebäude und mancherlei mehr zu sehen sind.

Wie die Geschichte von der Wiedergeburt des Kinos in Zeiten der Digitalisierung und Privatisierung des Sehens ausgeht, soll hier nicht verraten werden, zumal man sich denken kann, dass in unserer globalisierten Kultur sich das hinterste Dorf in Ungarn nicht mehr groß von Wien unterscheidet.

Verengte Blicke

Kinsky, das sei betont, inszeniert sich in ihrem Buch an keiner Stelle selbstgerecht als Retterin des ungarischen „Mozi“. Der Fokus von „Weiter Sehen“ liegt vielmehr auf den Menschen und ihrem Leben, in dem es vormalig und dann wieder kurzzeitig eine so große Rolle spielte: Rozalia, die sich um die Instandhaltung des Kinos kümmerte, oder Olga, die einstmalig Speisen und Getränke an die Filmliebhaber verkaufte. Ein eigenes Kapitel ist dem ehemaligen Vorführer Laci gewidmet, der früher ein Wanderkino betrieb und dessen Filmleidenschaft die der Erzählerin sowohl spiegelt wie auch aus gänzlich anderer Perspektive ergänzt.

„Weiter Sehen“ ist eine melancholische Verlustmeldung, in der weniger das Sterben als der längst eingetretene Tod des Kinos als Ort, an dem man einstmalig die Kunst des Weiter-Sehens erlernen konnte, konstatiert wird. „Der Blick aus dem Dunkel in eine vom Film geschaffene Weite verengt sich mit dem Schwinden dieses Seh-Raums“, beklagt Kinsky, und: „Sehen ist eine Fertigkeit, die man erlernt.“

Doch mit dem Aussterben der Kinokultur verschwindet diese Fertigkeit zwangsläufig, und auch außerhalb des Kinos geht das Sterben der Kultur allenthalben weiter. Unaufhaltsam, so scheint es.

Esther Kinsky
Weiter Sehen
Suhrkamp, Berlin 2023,
200 Seiten, 24,70 Euro.

Einladung zur Enthauptung

Eine Familie in toxischer Abhängigkeit untereinander: „Den König spielen die anderen“ von Christa Nebenführ.

Von Alexander Peer

Mehrmals ist in diesem Buch von einem faradayschen Käfig die Rede. Die geschlossene Hülle, die damit gemeint ist, beschreibt in der Physik eine Abschirmung elektrostatischer Felder. Weder hat ein Blitz von außen eine Wirkung auf jene, die sich im Käfig befinden, noch vermag eine Entladung, die innerhalb stattfindet, nach außen zu dringen.

Tolstois berühmter Befund, wonach jede unglückliche Familie auf ihre eigene Weise unglücklich sei, stellt in Abrede, dass gerade im scheinbar unverwechselbaren Abgrund toxischer Abhängigkeit etwas Exemplarisches steckt. Es steckt auch etwas Exemplarisches über Größe und Fall des Patriarchen in diesem Buch von Christa Nebenführ. Der Titel, „Den König spielen die anderen“, stellt fest, dass keiner allein König sein könne. Erst durch die Unterwürfigkeit anderer wird erkennbar, wer der Monarch ist. Schon mit bei-

läufigen Gesten, vor allem jedoch mit seinem abrupt einsetzenden Schreien versetzt er seine Untertanen in Angst und Schrecken.

Es zeigt sich bald, dass der König vor allem für die Tochter und die Ehefrau ein König ist. Während die Tochter den Herrscher zu entlarven versteht, erstarrt die Mutter vor der einschüchternden Krone. Diese Erstarrung mündet in suizidaler Depression.

Es wäre leicht, mit einem Inventar an psychologischen Begriffen die Beziehungen zwischen den Beteiligten der Kernfamilie zu kennzeichnen. Doch was wäre damit gewonnen? Literatur schöpft ihre Kraft auch daraus, im Detail zu beschreiben, was Menschen tun, während sie anderes behaupten, und umgekehrt. Gezeigt wird ein engmaschiges Netz wechselseitiger Abhängigkeiten, das von außerhalb nicht aufgeklopft werden kann. Erzählt wird aus der Perspektive der Tochter.

Bei vielen Büchern wird penibel darauf verwiesen, dass Autorin und Ich-Erzählerin voneinander zu trennen sind. In diesem Fall ist auf das Gegenteil hinzuweisen. Es geht um eine aufklärerische Absicht, um ein minutiöses



Christa Nebenführ. Foto: D. Hillisch

Aufdecken krankmachender Verhaltensweisen. Insofern steht das Berichtende im Vordergrund.

„Bei jeder Entscheidung, einen Vorschlag anzunehmen oder abzulehnen, stand nicht nur unsere Beziehung, sondern die gesamte Persönlichkeit meines Vaters auf dem Spiel.“ Es lassen sich viele Befunde ähnlicher Tragweite aufspüren. Doch mit diesem Beispiel lässt sich anschaulich machen, was etwa in der Doppelbindungstheorie rational umrissen ist.

Schonungslos wird gezeigt, wie kläglich manche Ausbruchversuche verebben. Doch es ist keine Schwarz-Weiß-Zeichnung, die Nebenführ skizziert. „Ein Mensch, dachte ich, durchdrungen von überwältigender Angst und grenzenloser Sehnsucht nach Liebe“, so beschreibt die Erzählerin einmal den Vater mit Verständnis für die lauernde Ambivalenz. Aber kein Kind kann die Eltern therapieren. Auch dieses nicht.

Einmal heißt es im Dialog von Mutter und Tochter: „Wir sprachen viel und schwiegen doch.“ Es ist keineswegs Sprachlosigkeit, die das Drama nährt, oder ein Unvermögen, auf die Wunden zu verweisen. Hinter dem Toben des Vaters steckt eine Trauer, die nicht zugelassen werden darf. Der Unterdrücker unterdrückt auch sich selbst mit seinem Verhalten – und entkommt ihm trotzdem nicht.

Erst am Ende, als der König unweigerlich abdanken muss, scheint sich etwas zu lösen. Am Sterbebett kann ihm die Tochter zur Seite stehen – ohne die Unversöhnlichkeit zu kaschieren. Wie zum Dank dafür, ist der Vater hier einmal durchlässig, kein König mehr, sondern Mensch.

Christa Nebenführ
Den König spielen die anderen
Roman. Klever, Wien 2023,
234 Seiten, 24,- Euro.